

»Yesenia hat niemanden in Cali. Sie kann für immer bei uns bleiben.«

»Ach, Claudia, sei nicht so naiv.«

Wenige Tage später verschwand Yesenia, ohne sich zu verabschieden, während ich in der Schule war.

Meine Mama sagte, Yesenia habe einen Anruf aus Leticia erhalten und sei zu ihrer Familie zurückgekehrt. Ich hatte den Verdacht, dass das nicht stimmte, aber sie beharrte auf ihrer Version.

Als Nächste kam Lucila zu uns, eine ältere Frau aus der Provinz Cauca, die sich gar nicht mit mir abgab und länger als alle anderen Hausangestellten bei uns blieb.

Vormittags, während ich in der Schule war, kümmerte sich meine Mama um ihre Hausfrauenpflichten. Die Einkäufe, die Erledigungen, die Rechnungen. Mittags holte sie meinen Papa vom Supermarkt ab, und sie aßen gemeinsam. Nachmittags nahm er das Auto mit zur Arbeit, und sie blieb zu Hause und wartete auf mich.

Wenn ich von der Schule zurückkam, traf ich sie meist im Bett an, mit einer Zeitschrift. Sie las gern die *¡Hola!*, die *Vanidades* und die *Cosmopolitan*. Darin erfuhr sie alles über das Leben berühmter Frauen. Die Artikel wurden von großen Farbfotos begleitet, auf denen Häuser, Yachten und Partys zu sehen waren. Ich aß zu Mittag, und sie blätterte die Seiten durch. Ich machte meine Hausaufgaben, und sie blätterte die Seiten durch. Um vier Uhr nachmittags begann in dem einzigen Fernsehsender das Programm, und während ich die *Sesamstraße* guckte, blätterte sie die Seiten durch.

Einmal erzählte mir meine Mama, wie sie kurz vor dem Abitur darauf gewartet hatte, dass ihr Vater von der Arbeit nach Hause kam, um ihm zu sagen, dass sie an der Universität studieren wolle. Sie waren im Zimmer meiner Großeltern. Er zog sich die *guayabera* aus, warf das Hemd auf den Boden und blieb so, wie er war, in seinem

Unterhemd. Groß, behaart, mit rundem, weichem Bauch. Ein Bär. Dann sah er sie an, mit einem seltsamen Ausdruck in den Augen, den sie nicht von ihm kannte.

»Jura«, wagte meine Mama noch hinzuzufügen.

Meinem Großvater schwellen die Venen am Hals an, und mit seiner gebieterischsten Stimme sagte er zu ihr, eine anständige Señorita habe zu heiraten, und er wolle nichts von der Universität oder Jura oder ähnlichem Blödsinn hören. Seine unheilvolle Stimme dröhnte wie durch ein Megafon – fast konnte ich sie hören –, während meine Mama zaghaft vor ihm zurückwich.

Einen knappen Monat später starb er an einem Herzinfarkt.

An einer Wand des Arbeitszimmers hingen Familienporträts.

Das Bild meiner Großeltern mütterlicherseits war ein Schwarz-Weiß-Foto mit einem Silberrahmen. Es war im Club aufgenommen worden, auf ihrer letzten gemeinsamen Silvesterparty. Um sie herum fielen Luftschlangen herab, die Leute trugen Papierhüte und bliesen in Tröten. Meine Großeltern lösten sich gerade aus ihrer Umarmung. Sie lachten. Er ein Hüne im Smoking, mit Bifokalbrille und einem Drink in der Hand. Sein Haar war nicht zu sehen, aber von anderen Fotos und aus Mamas Erzählungen wusste ich, dass es überall an ihm hervorspross. Aus den Hemdsärmeln, am Rücken, aus der Nase und sogar aus den Ohren. Meine Großmutter trug ein elegantes Kleid mit tiefem Rückenausschnitt, hielt ein Zigarettenetui in der Hand und hatte ihr kurzes Haar toupiert. Sie war groß und dünn, ein aufrechter Regenwurm. An der Seite ihres Mannes wirkte sie winzig.

Die Schöne und das Biest, dachte ich immer, auch wenn meine Mama ihren Vater in Schutz nahm und sagte, er sei keine Bestie, sondern ein Teddybär, der nur dieses einzige Mal wütend geworden sei.

Mein Großvater hatte sein ganzes Leben lang im Vertrieb eines Haushaltsgeräteherstellers gearbeitet. Er hatte wichtige Kunden, ein gutes Gehalt und erhielt für jeden Verkauf eine Provision. Nach seinem Tod entfielen die Provisionszahlungen, und die Witwenrente, die meiner Großmutter blieb, war nur ein Bruchteil seines Gehalts.

Sie und meine Mama mussten das Auto und ihr Haus im Stadtteil San Fernando verkaufen und die Mitgliedschaft im Club aufgeben. Sie zogen in eine Mietwohnung im Zentrum von Cali, entließen alle Bediensteten und heuerten tageweise eine Haushaltshilfe an. Sie stellten ihre Friseurbesuche ein und lernten, sich selbst die Fingernägel und die Frisuren zu machen. Meine Großmutter trug ein verschlungenes Gebilde auf dem Kopf, für das sie ihr Haar mithilfe eines Kamms und einer halben Dose Lack bearbeitete, bis es zu einem Turm aufragte. Sie gab das *ludo* auf, weil es zu teuer war, acht Frauen zu bewirten, wenn das Spiel bei ihr zu Hause stattfand, und schwenkte auf Canasta um, das zu viert gespielt wurde.

Meine Mama hatte gerade ihr Abitur in der Tasche und begann ehrenamtlich im Hospital San Juan de Dios zu arbeiten – eine Tätigkeit, die mein Großvater gutgeheißen hätte.

Das San Juan de Dios war ein gemeinnütziges Krankenhaus. Ich hatte es nie von innen gesehen und stellte es mir als einen dreckigen und düsteren Ort vor, mit blutverschmierten Wänden und Patienten, die auf den Fluren wehklagend dahinsiechten. Als ich meine Vorstellung eines Tages laut aussprach, lachte meine Mama. In Wahrheit, erzählte sie, sei das Krankenhaus geräumig und hell, mit weißen Wänden und begrünten Innenhöfen. Das Hospital befinde sich in einem Gebäude aus dem Jahr siebzehnhundert und werde von den Nonnen, die es leiteten, bestens instandgehalten.

Dort lernte sie meinen Papa kennen.

Das Bild meiner Großeltern väterlicherseits war oval und hatte einen Bronzerahmen mit gestanzten Verzierungen. Sie hatten in einer Zeit

gelebt, die der meiner Großeltern mütterlicherseits voranging, und in meiner kindlichen Vorstellung war ihre Epoche ebenso düster wie die Farben des Porträts.

Es war ein Ölgemälde von ihrem Hochzeitstag, dem eine Studiofotografie als Vorlage gedient hatte, mit braunem Hintergrund und trüben Details. Das Einzige, was strahlte, war die Braut. Ein sechzehnjähriges Mädchen. Meine junge Großmutter saß auf einem Holzstuhl. Ihr Kleid bedeckte sie vom Hals bis zu den Schuhen. Sie trug einen spanischen Spitzenschleier, lächelte sittsam und hielt einen Rosenkranz in den Händen. Es sah aus, als empfinde sie ihre Konfirmation und als sei der Bräutigam ihr Vater. Er stand neben ihr, wie ein alter Holzpfeiler, eine Hand auf ihre Schulter gelegt. Ein spröder Mann mit schütterem Haar, grauem Anzug und dicken Brillengläsern.

Meine Großmutter, dieses Mädchen, war noch nicht einmal zwanzig, als sie bei Papas Geburt starb. Sie lebten damals auf der Kaffeefinca meines Großvaters. Er zog daraufhin allein nach Cali. Von dem Verlust am Boden zerstört, dachte ich. Ein trauriger Mann, der nicht in der Lage war, sich um jemanden zu kümmern. Der neugeborene Junge und seine zweijährige Schwester, meine Tante Amelia, blieben in der Obhut einer Schwester der Verstorbenen dort wohnen.

Die Geschwister wuchsen auf der Kaffeefinca auf. Als die Zeit reif war, meldete ihre Tante sie in der Dorfschule an, die von den Kindern der Bauern und Arbeiter besucht wurde. Als sie in der zweiten Klasse aus ihren Schuhen herauswuchsen, schnitt ihre Tante die Schuhspitzen mit einem Messer ab, so dass ihre Zehen vorn rausguckten, und so gingen sie zum Unterricht.

»Wart ihr arm?«, fragte ich meine Tante, als sie mir die Geschichte erzählte.

»Aber nein! Die Kaffeefarm warf viel Geld ab.«

»Und warum haben sie euch dann keine neuen Schuhe gekauft?«

»Wer weiß«, sagte sie, hielt inne und setzte schließlich nach: »Mein Vater hat uns nie besucht.«

»Bestimmt war er traurig, weil eure Mama gestorben war?«

»Bestimmt.«

Dann wurde ihre Tante krank. Die Ärzte konnten nichts mehr für sie tun, und nach ihrem Tod wurden die Kinder zu ihrem Vater nach Cali geschickt. Er verkaufte die Kaffeefinca und eröffnete den Supermarkt.

Mein Papa und Tante Amelia blieben bei meinem Großvater wohnen, bis sie volljährig waren. Er rauchte jeden Tag zwei Schachteln Zigaretten, erlitt ein Lungenemphysem und starb lange vor meiner Geburt. Damals erbten die beiden den Supermarkt.

Tante Amelia war mit den Abläufen im Supermarkt vertraut, ging aber nicht dort arbeiten. Sie verbrachte die Tage in ihrer Wohnung, trug eine Tunika, rauchte und trank nachmittags ein Glas Wein. Sie besaß Tuniken in allen Stilrichtungen und Farben. Aus Mexiko, aus La Guajira, aus Indien mit Batik-Muster und handbestickte aus Cartago.

Immer wenn es auf Tante Amelias Geburtstag oder auf Weihnachten zuging, beschwerte sich meine Mama, sie wisse nicht, was sie ihr schenken solle. Letztlich kaufte sie ihr eine Tunika. Meine Tante nahm sie mit einer Begeisterung entgegen, die nicht aufgesetzt wirkte, beteuerte, wie gut sie ihr gefalle, und sagte, diese Art habe sie noch nicht oder das sei genau die Farbe, die ihr noch fehle.

Mein Papa war Geschäftsführer des Supermarkts. Er nahm nie Urlaub. Er ruhte sich aus, wenn der Supermarkt geschlossen blieb, sonntags und an Feiertagen. Er kam morgens als Erster, ging als Letzter, und manchmal musste er mitten in der Nacht eine verspätete Lieferung entgegennehmen. Samstags fuhr er nach Ladenschluss zum Hospital San Juan de Dios, um für die Kranken Lebensmittel zu spenden.